

Das Fremde in mir und vor mir.

Integration und Partizipation aus psychoanalytischer Sicht

Von Wolfgang Schmidbauer

(Schriftliche Fassung eines Vortrags vom Freitag, 17. März 2017, in der Evangelischen Akademie Tutzing. Der mündliche Vortrag war mit dem vorliegenden Text nicht identisch.

Auf den ersten Blick wirkt das Fremde oft nah – als sei es nur einen Schritt weit entfernt. Erst wenn wir diesen Schritt getan haben, erkennen wir, wie fremd es *wirklich* ist und wieviel uns noch zur Verständigung fehlt.

Als Student und einige Jahre danach lebte ich für eine Weile als Aussteiger in der Toscana. Ich verdiente mein Geld mit Schreiben und glaubte, wenn ich erst einmal besser italienisch spräche, wäre ich ganz wie meine Nachbarn. Es waren sehr gastfreundliche Menschen, offen und herzlich, ich litt sehr unter meinem Haschen nach verständlichen Worten und meinem Gestammel.

Und so lernte ich den toscanischen Dialekt so gut, dass man mir eines Tages in der Cassa di Risparmio einen Hundertmarkschein nicht wechseln wollte, weil ich schliesslich kein Konto bei dieser Bank hätte.

Und merkwürdig: je besser ich mit den Nachbarn reden konnte, desto klarer wurde mir auch, dass sie in einer ganz anderen Welt lebten als ich. Ich fand heraus, dass manche Nachbarn selbst Fremde waren, Südtaliener, die es aus ihren noch armseligern Dörfern, von ihren winzigen, oft stundenlange Wege vom Haus entfernten Feldern in die Toscana verschlagen hatte.

Dort standen damals viele Häuser leer, weil sich die Gartenlandwirtschaft dieser winzigen Gehöfte nicht mehr lohnte. Die eingesessenen Toscaner verachteten die marocchini (Marokkaner), wie sie die Leute aus dem Süden nannten. Diese wiederum sagten, es müsse mehr Italiener geben und weniger Toscaner. Ich aber hatte, statt in *vino e amore* aufzugehen, einen Konflikt am Hals, der mich an eine verschärfte Variante des Kampfes der Bayern gegen die Saupreußen erinnerte, den ich als Kind miterlebte.

Zu den schönsten und gefährlichsten Zuständen im menschlichen Leben gehört die Verliebtheit. Die Beteiligten verschlingen einander mit den Augen und fühlen sich, als hätten sie sich schon in früheren Leben gekannt: „Ach, du warst in abgelebten Zeiten – meine Schwester oder meine Frau“, dichtete Goethe. Der Panzer schmilzt, den wir gegen die Pfeile des Schicksals angelegt haben, die Hornhaut wird weich, die uns im Umgang mit Eltern, Geschwistern, Kolleginnen und Kollegen gewachsen ist.

Wenn ich Paare in jenen posttraumatischen Zuständen antreffe, die nach dem Zusammenbruch einer Verliebtheit aufzutreten pflegen, suche ich immer wieder nach Metaphern und nach Erinnerungen, um ihnen zu verdeutlichen, warum jetzt etwas so schrecklich geworden ist, was sich früher einmal köstlich anfühlte. Oft ist es traurig zu sehen, wie wenig sich diese Menschen überhaupt daran erinnern können, dass sie sich irgendwann sehr nahe waren. Und eine meiner Metaphern, mit denen ich versuche, etwas Entspannung in ein überlastetes System zu bringen, ist der Vergleich mit der fremden Kultur. Wer heiratet, sage ich etwa, muss wissen, dass er sich eine fremde Kultur ins Haus holt. Anfangs ist das oft nicht klar, und wenn es deutlich wird, verhalten sich Partner leider öfter als Missionare, seltener als Ethnologen.

Besonders krass ist der Fall jener Lehrerin aus Kalabrien, die überzeugt war, die Mutter ihres Ehemanns hätte ihr damals einen magischen Trank, einen filtro gegeben – anders sei es schlicht unerklärlich, weshalb sie sich mit diesem Kretin verbunden habe, bei dem sie nur der gemeinsamen Kinder wegen bleibe.

Ehe der Arzt Blut eines menschlichen Spenders in den bedrohten Kreislauf eines Kranken überträgt, macht er eine Probe, ob sich die beiden Flüssigkeiten vertragen. Es sind nur sehr wenige Faktoren, welche hier einen allergischen Schock auslösen können, verglichen mit der reichen Vielfalt menschlicher Werte.

Ein Arzt weiss genau, wie gefährlich es ist, solche Unterschiede zu missachten. Die Verliebten hingegen gehen gänzlich unbekümmert davon aus, dass sich ihre Wertvorstellungen nicht nur vertragen werden, nein: auch aufs Beste ergänzen und bereichern. Sie sind überzeugt, dass jeder von ihnen durch die Verbindung genau dort gestärkt werden wird, wo er sich bisher schwach und unvollkommen fühlte.

Lassen sich solche Konflikte voraussagen? Man könnte vermuten, dass sie umso eher entstehen, je mehr Fremdes ein Paar zu verarbeiten hat. Viel wichtiger aber sind die Ressourcen, die mobilisiert werden, um den Konflikt zu bewältigen - oder eben auch nicht.

Das von einem Mangel an Nestwärme enttäuschte deutsche Mädchen verliebt sich nicht nur in den jungen Kurden, der Asyl sucht und verspricht, sie auf Händen zu tragen, sondern vor allem in dessen Familienklima: diese selbstverständliche Wärme, die Zeit füreinander, die festen Rollen für Männer und Frauen, den Respekt für den Gast.

So wird sie aus dem Gast in der fremden Familie zu einer jungen kurdischen Ehefrau. Diese Rolle erlebt sie nun nicht mehr als geborgen, sondern nur noch als eng. Sie fühlt sich wie eine Gefangene, eine Sklavin, die zum Sex bereit sein und ihr Geld bei der Schwiegermutter abliefern soll, während der Ehemann seine Abende mit seinen Freunden verbringt.

In der Kränkung verwandelt sich die Sehnsuchtsorientalin wieder in eine Westeuropäerin. Sie sucht juristische Hilfe. Ein Anwalt rät, die Ehe annullieren zu lassen. Sie müsse aussagen, diese sei in betrügerischer Absicht geschlossen worden, um sich eine Aufenthaltserlaubnis zu erschleichen. So könne sie sich jeder Unterhaltsverpflichtung entziehen. Der junge Kurde, der glaubte, das große Los gezogen zu haben, findet sich in Abschiebehafte wieder.

Mario ist ein Brasilianer, der seit seinem Studium in Deutschland lebt. Seine deutsche Mutter hat sich während seiner Schulzeit aus ihrer Ehe gelöst und ihn beim Vater in Brasilien gelassen. Als dieser sich weigert, dem Sohn ein Studium zu bezahlen, kommt Mario zur Mutter nach Deutschland. Im Studentenheim lernte er seine spätere Frau Ingrid kennen. Mario verliebte sich nicht in eine Frau, sondern in ein Elternhaus.

Die Mutter seiner Verlobten schien ihren Mann anzubeten. Ingrids Mutter hatte keinen Führerschein, der Vater kutscherte, sie bedankte sich dann und fand ihn einen liebevollen Mann und großartigen Autofahrer.

Mario hatte unter seiner dominanten, den schwachen Vater entwertenden Mutter gelitten. Er fand Ingrids Eltern einen Trost, einen Halt, eine Perspektive: so sollte seine Ehe auch werden. Mario ahnte nicht, wie sehr diese Szenen Ingrid abstießen, die schon mit siebzehn ihre ersten Fahrstunden genommen hatte und durch die Bevorzugung des Bruders und die in ihren Augen demonstrative Schwäche der Mutter chronisch gekränkt war.

So wollte Ingrid einen Mann, der sie nicht einengte, sondern ihr eine neue Welt öffnete. Die Ehe geriet in eine Krise, als Ingrid immer vorwurfsvoller wurde, weil Mario Tag und Nacht arbeitete, um möglichst bald ein Haus kaufen zu können, das ebenso schön war wie das seiner Schwiegereltern. Sie verweigerte sich sexuell, er fand trotz aller Plackerei die Zeit, die ein oder andere Geliebte zu erobern.

Mario konnte sich Ingrids Enttäuschung nicht erklären, so wenig wie sie seinen Rückzug verstand. Nur die beiden Kinder hielten das Paar noch zusammen, als Ingrid und Mario in Therapie kamen.

Die Schwiegereltern, die Mario anfangs so bewundert hatte, waren nach vier Ehejahren für ihn gestorben. Der Schwiegervater warf einmal angesichts einer Unpünktlichkeit des Paares hin, in Brasilien sei das vielleicht normal, in Deutschland aber nicht.

Aber nicht Mario war für das Zuspätkommen verantwortlich, sondern Ingrid. Als Reaktion auf das deutsche Stereotyp des Brasilianers hatte sich Mario angewöhnt, pünktlich und genau zu sein; er zahlte jede Rechnung an dem Tag, an dem er sie erhielt.

Ein grandioses Projekt

Die Probleme im Kontakt mit einem anderen Menschen – und damit auch die Probleme im Kontakt mit einer fremden Kultur – entstehen einmal daraus, dass uns dieser Mensch fremd ist, wir seine Werte nicht kennen, umso weniger, je weniger wir über die Kultur wissen, aus der er kommt.

Wie uns die Untersuchung der Verliebtheit gelehrt hat, entstehen jedoch vielleicht noch schwerer wiegende, mit heftigeren Aggressionen verknüpfte Probleme daraus, dass wir glauben, *der Fremde sei uns gar nicht fremd, er sei vielmehr genau das, was wir uns wünschen*, wonach wir uns sehnen, was wir aus einer uns vielleicht noch nicht bewussten Enttäuschung an den eigenen Eltern, der eigenen Kultur in das Fremde projizieren und dort wahrzunehmen meinen.

Wer von den eigenen Eltern, der eigenen Heimat sehr enttäuscht wurde, wird mit doppelter Sehnsucht auf die Menschen seiner Wahlheimat jene Tugenden projizieren, die er in seiner ersten Heimat nicht gefunden hat. Wie schnell dieser Prozess kippt, zeigt jene Brasilianerin, die unbedingt zu einem deutschen Therapeuten will, obwohl sie sich noch sehr viel besser in Portugiesisch ausdrückt und es einige kassenzugelassene Psychologen aus Portugal oder Brasilien in der Stadt gibt.

„Alle Brasilianer, die ich kenne, machen mich depressiv“, sagt sie. „Sie gehen immer in dieselben Kneipen, hören dieselbe Musik und jammern, dass in Deutschland alles viel schlechter ist als in Brasilien. Nur zurück wollen sie nicht.“

In dieser pauschalen Anklage projiziert die Klienten ihre eigene Enttäuschungsangst in „alle Brasilianer, die ich kenne“. Sich selbst erlebt sie noch gewillt, durch die Wahl des deutschen Therapeuten ihre Enttäuschung zu überwinden.

Platon erzählt einen Mythos über den Ursprung des Eros: die Geschichte von den ungeheuer starken Kugelwesen, deren Kraft die Götter bedroht, bis diese sie dadurch schwächen, dass sie sie in zwei Teile schneiden „wie Eier mit Haaren“, und ihnen so die Sehnsucht einpflanzen, sich mit der verlorenen Hälfte zu vereinen. Während die Kugelwesen sich wie die Zikaden vermehrten, indem sie Eier in die Erde legten, erhielten die Menschen danach das Geschenk der sexuellen Vereinigung.

Da es drei Sorten solcher Kugelwesen gab – die Weiblichen, von der Erde, die Männlichen, von der Sonne, und die Mannweiblichen vom Mond – gibt es nun auch Frauen, die sich mit Frauen vereinigen wollen, Männer, die das mit Männern tun möchten, und schliesslich auch Frauen und Männer, die sich nach etwas sehnen, das anders ist als sie, um sich mit ihm zu vereinen und dadurch wiederum Wesen hervorzubringen, die – wie wir wissen – stets für Überraschungen gut sind.

Die psychoanalytische Forschung hat Platons Mythos sozusagen vom Kopf auf die Füße gestellt und seiner Unwahrscheinlichkeiten beraubt, aber um einen wesentlichen Bestandteil – die grenzenlose Sehnsucht nach einer illusionären Einheit – kommt sie nicht herum.

Sie spricht von der Sehnsucht nach Symbiose, Verschmelzung, Spiegelung, Anlehnung, Idealisierung und meint damit, dass die oben skizzierte Bereitschaft des Menschen, zu sehen, was er sich wünscht und zu glauben, es sei tatsächlich da, sich gerade in den mächtigsten, den erotischen Bedürfnissen besonders zeigt.

In Wahrheit ist der Gegensatz von “Phantasie” und “Realität” ein Kunstprodukt, das durch Eigenheiten der neuropsychologischen Grundlagen unserer Orientierung erzeugt wird. Unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit beruht auf einem ständigen Korrekturprozess, in dem wir dramatische Entwürfe wieder zurechtrücken. Wo das nicht gelingt, z.B. bei amputierten Gliedmassen, die das erlebende Ich nicht mehr mit realen Rückmeldungen versorgen, können Phantasien eine peinigende Macht gewinnen (“Phantomschmerzen”).

Wie die menschliche Wahrnehmung, Kreativität und viele andere wesentliche Merkmale ist auch unser Kontaktverhalten auf einem Dialog von kühnem Entwurf und kritischer Verfeinerung aufgebaut. Dieser scheint eine neurologische Grundlage in den unterschiedlichen Funktionen der beiden Gehirnhälften zu haben.

Die kontaktstiftende Funktion ist das Sich-Verlieben, das auf einer Überschätzung (Idealisierung) des Partners beruht. Die kontakterhaltende Funktion ist dann der realistische Austausch mit einem Partner, den wir nach seinen vorwiegend sozial definierten Qualitäten Liebe, Freundschaft, Kollegialität, Kameradschaft nennen. Vorurteil und Hass gegen das Fremde hingegen entstehen aus dem Kippen der primitiven Verliebtheit in ihr ebenso primitives Gegenteil: der Schritt vom Erlöser zum Verderber ist kürzer als der von der Illusion über den Anderen zur Begegnung mit seiner Wirklichkeit.

Wer aus dem positiven Vorurteil in das negative kippt, erspart sich die Auseinandersetzung mit der Realität, die auch immer bedeutet, sich Kränkungen zu stellen und Ängste vor Kränkungen zu überwinden.

In einem narzisstischen Mangelzustand entwickelt das Ich eine gesteigerte Wahrnehmung für Quellen von Aufmerksamkeit und Grandiosität. Es blickt sozusagen um sich, sucht nach Möglichkeiten, zu idealisieren, sich zu verlieben, sich zu identifizieren, an fremder Grandiosität auf die eine oder andere Weise zu partizipieren. Wohl dem, der sich beispielsweise allein in einem Garten, in freier Landschaft, mit einem Buch oder in der zeitweiligen Verschmelzung mit den Helden eines Kinofilms erholen und seine Bestätigungswünsche auf unschädliche Weise erfüllen kann.

In den Fällen einer narzisstischen Störung benötigt das Ich stärkere Reize. Einer der grössten Reize ist das Fremde. Wer Liebe geniessen kann und will, wer

Liebe nicht mit Anstrengung, mit einer Aufgabe verbindet, der wird in der Regel kein Problem damit haben, es sich bequem zu machen und sich dorthin zu verlieben, wo ein Partner erreichbar, verfügbar, vertraut ist.

Wer aber in der Liebe Erlösung sucht, wer etwas Besonders benötigt, wer Kränkungen zu kompensieren hat, der wünscht sich in seiner Liebeswahl etwas, das auch seinen Ehrgeiz befriedigt, der will es kompliziert und sucht die Aufwertung, die im Triumph über solche Komplikationen liegt.

So stehen viele interkulturelle Partnerschaften unter grossem Beweisdruck: Sie müssen gelingen. Sie dürfen nicht an Konflikten reifen, sondern sie müssen konfliktfrei sein, sonst taugen sie nichts. Dieser Druck wächst, wenn ein Partner oder eine Partnerin die Grossfamilie ersetzen soll.

Die junge Perserin, die aus politischen Gründen ihre Heimat verlassen musste und einen Deutschen heiratete, erklärt ihren Partner nach drei Ehejahren zu einem emotionalen Krüppel, einem typischen Deutschen, der nur Arbeit im Kopf hat, erotisch eine taube Nuss. Sie erträgt es nicht, wie er sich von ihr zurückzieht, wenn sie ihn derart beschimpft, und kommt mit Depressionen in einer Therapie.

In der Therapie wird ihr bewusst, dass kein Partner den Reichtum an emotionalen Beziehungen ersetzen kann, der in ihrer Heimat selbstverständlich war, wo ihre Eltern mit vielen Onkels und Tanten in einem grossen Haus lebten.

Das Fremde ist wie ein gemeinsames Kind

Die fremde Kultur ist eine gemeinsame Aufgabe für das Paar, reizvoll und schwierig zugleich, ähnlich wie auch ein gemeinsames Kind eine solche Aufgabe ist. In der Praxis gilt, dass die Verliebtheit zweier Menschen, die einigermaßen mit Kränkungen umgehen können, die Last eines Dritten – etwa einer ungeplanten Schwangerschaft - gerade noch aushält.

Wo die Liebe wacklig ist und die projizierte Sehnsucht nach einer besseren Heimat grenzenlos, wird nicht das Fremde die Beziehung überlasten und zerbrechen. Das tut dann die Illusion, es sei gar nicht da, die Störung sei allein dem Versagen eines Mannes oder einer Frau zuzuschreiben, jene Liebe zu spenden, die ich selbst nicht geben kann.

In der Psychologie beschreiben wir den Prozess der Integration des Fremden - des Dritten - mit dem Begriff der Triangulierung. Wir verdeutlichen damit, dass ein Kind unterschiedliche Einstellungen zu zwei Eltern braucht, um den inneren Raum zu gewinnen, in dem sich seine Autonomie entwickeln kann. Auf diese Weise erweitert sich das zweipolige Geschehen in einem Paar - Mutter-Kind, Mann-Frau, Zwilling-Zwilling - zu einem Dreieck.

Die Triangulierung stellt ein Paar dann vor Probleme, wenn die Partnerbeziehung traumatische Erfahrungen ausgleichen soll. Sie gewinnt dann eine Qualität, die als "symbiotisch" beschrieben wird. In einer Symbiose ist das Fremde immer auch bedrohlich; der Partner soll exakt so reagieren, wie es ihm eine stark mit Hoffnung und Angst besetzte Erwartung vorschreibt. In diesen Fällen gelingt es nicht, den dritten Pol im Kraftfeld als Bereicherung/Entlastung zu erleben. Er wird als Versuch aufgefasst, Übermacht herzustellen, eigene Interessen auszulöschen.

Die Symbiose erhält sich nur im Königreich der Verdrängung. Um die Beziehung rein und nah zu erhalten, muss abgespalten werden, was nicht in sie passt. Sobald die Triangulierung einsetzt, werden wechselnde Bündnisse und geteilte Loyalitäten möglich. Der oder die Dritte können sich in den Konflikt zwischen zweien einmischen oder Abstand halten. So kann Unabhängigkeit erprobt werden, ohne dass Rückhalt verloren geht. Das Kind kann sich von einem Elternteil distanzieren und bleibt doch nicht ohne Schutz. Dadurch entstehen innere Räume, in denen es dem Kind möglich wird, sich selbst Geschichten zu erzählen und damit vertraut zu machen, dass verschiedene Menschen die gleiche Situation ganz unterschiedlich wahrnehmen.

Diese Räume fehlen, wo von Anfang an klar ist, dass ein Elternteil ausschliesslich als strafende Instanz präsent ist. Eine solche Kindheitssituation lässt sich oft bei Personen beobachten, die in ihren Beziehungen zu etwas neigen, das sich als blinder Aktionismus beschreiben lässt. Sie können nicht mit ihrem Partner kommunizieren, um die Beziehung befriedigender zu gestalten. Beziehungen sind für sie entweder richtig oder falsch.

Die wichtigste Botschaft der Triangulierung an die Symbiose ist, dass es nicht nur möglich, sondern wohltuend ist, *ein* Liebesobjekt loszulassen und dadurch Platz für eigene Wünsche zu gewinnen. In der Symbiose muss alles gemeinsam sein; Trennung und Beziehungsverlust sind identisch, daher muss beispielsweise der Partner auch alles Wichtige wissen - was auch bedeutet, dass ich ihn nicht schonen darf, wenn ich erlebe, dass ihn verletzt, was mir wichtig ist.

In der Welt der Triangulierung hingegen bleibt das Gute gut, auch wenn ich mich für Stunden, Tage, selbst Jahre von ihm trenne. Trennen ist hier etwas anderes als verlassen. Die Möglichkeit, zwischen Liebesobjekten zu pendeln und mehrere von ihnen zu verbinden, wird zum Weg, Raum zu schaffen.

Draufgängertums akzeptabel. Es gelingt eher, das Perverse, Schrullige, Verrückte eines Partners anzunehmen, wenn ich gleichzeitig dafür sorgen kann, dass nicht ich, sondern er die Folgen seiner Aktionen tragen muss.

So hilft die Triangulierung, Gutes im Erleben einer Beziehung zu erhalten und notfalls zu retten, während die Symbiose dazu verführt, entweder alles Nachteilige zu verleugnen oder - wenn das nicht mehr gelingt - auch das Gute zu entwerten.

Kinder aus Partnerschaften, in denen die Triangulierung misslungen ist - aus Streitehen, aus am Symbiosekomplex gescheiterten Beziehungen - sind traumatisiert. Sie werden mit einer erheblich höheren Wahrscheinlichkeit in den

eigenen Liebesbeziehungen erneut dem Symbiosekomplex zum Opfer zu fallen. Es ist somit einfach und schwierig zugleich, bessere Lebensbedingungen für Kinder zu schaffen und die Angst erwachsener Männer und Frauen vor dieser Aufgabe zu mildern.

Aus gut versorgten, in den stabilen Verhältnissen einer gelungenen Triangulierung aufgewachsenen Kindern werden Mütter und Väter, die sich zuversichtlich diesem Teil ihrer Selbstverwirklichung zuwenden können. Und umgekehrt werden aus alleinerziehenden oder durch einen versagenden Elternteil belasteten Familien Erwachsene hervorgehen, deren geschwächte Beziehungsfähigkeit und Kränkungstoleranz ihre eigene Partner- und Elternschaft belastet.

Seit deutlich wird, wie viele Menschen in der Moderne unfähig geworden sind, sich selbst und andere anders als in einem grellen schwarz-weiß zu sehen, ahnen wir erst, wie schwierig es sein wird, an dieser Entwicklung etwas zu ändern. Sie hängt eng mit dem Symbiosekomplex zusammen, ist in vielen politischen Erscheinungen seine gesellschaftliche Äusserung.

Es gibt Kränkungen, die wir ertragen können, und andere, die unsere Psyche überfordern. Dann setzen Verarbeitungsmöglichkeiten ein, die mit dem "Leben aus der Substanz" verglichen werden können, das eine Notsituation auf prekäre Weise stabilisiert.

Wenn wir hungern, baut der Organismus erst Fettreserven ab. Das schadet ihm kaum, kann sogar den Körper entlasten. Wenn diese Reserven aufgebraucht sind, beginnt der Organismus sich selbst zu verzehren. Jetzt wird ein Schaden am Ganzen in Kauf genommen, um die Überlebenszeit zu verlängern.

In unserem Selbstgefühl ist der explosive Narzissmus¹ mit jener Selbstschädigung des Ausgehungerten vergleichbar. Wenn ein Jugendlicher nicht mehr arbeitet, um die Raten für sein erstes Auto zu bezahlen, sondern „lieber“ das Auto seines Nachbarn anzündet, hat er diesen elenden, selbstzerstörerischen Zustand seines Narzissmus erreicht.

Flüchtlinge 1945 und 2015

„Zehntausende drängen sich täglich in unser Land. Wie lange können wir der Flüchtlingsflut noch standhalten?“ Wenn es 1945 die Bildzeitung schon gegeben hätte! Immerhin ist es ein nützliches Gedankenexperiment, 1945 und 2015 zu vergleichen. Die Älteren haben es noch erlebt, und wenn sie die Erinnerungen nicht verdrängen, werden sie die Überschwemmungsphantasien ebenso komisch finden wie die Ängste, was uns alles weggenommen werden könnte.

¹ Dieser Begriff wird entwickelt in W.Schmidbauer, Die menschliche Bombe. Eine Psychologie des neuen Terrorismus, Reinbek (Rowohlt) 2003

1945 waren es weit über zehn Millionen Flüchtlinge, die in einem vom Krieg gebeutelten, geschrumpften und geteilten Deutschland „integriert“ werden mussten.

Damals kamen die Beauftragten der Zwangswirtschaft in die Häuser und Wohnungen. Sie bestimmten, dass Raum gespendet werden musste. Wer bisher ein Wohnzimmer, zwei Schlafzimmer und ein Gästezimmer hatte, erlebte nun, dass er nicht nur sein Gästezimmer den Flüchtlingen räumen musste, sondern auch mindestens eines der Schlafzimmer.

Ich habe eigene Erinnerungen an diese Zeit. In dem verworrenen Denken des Kindes hielt ich auch uns - mich, meinen Bruder und meine Mutter - zunächst für Flüchtlinge, weil wir in München „ausgebombt“ worden waren. Ein Angriff hatte 1944 das Dach so zerstört, dass die Mietwohnung unbrauchbar war. Mein Vater war in Russland gefallen. Ich war drei Jahre alt und zog mit Mutter und Bruder zu den Großeltern nach Passau.

Diese rückten zusammen, was auch ihnen einen Vorteil brachte: mit uns war ihre Wohnung voll besetzt, die Einquartierung blieb ihnen erspart. Ich schlief mit meinem Bruder einige Jahre lang im Arbeitszimmer meines Großvaters, was dieser murrend ertrug. 1950 wurde eine Dachkammer frei: der dort untergebrachte Flüchtling hatte endlich eine eigene Bleibe. Sie wurde unsere Schlafkammer, der Opa bekam sein „Herrenzimmer“ zurück.

Zwischen 1945 und 1950 waren in den meisten deutschen Familien solche Einquartierungen normal. Sie wurden schlecht und recht bewältigt. Die Erwachsenen gewöhnten sich an die erzwungene Nähe, die Kinder hatten kein Problem damit. Ich fand es schön, viele Spielkameraden zu haben, und kenne ähnliche Berichten von vielen Altersgenossen. Ebenso normal waren Streit, Ärger, Entwertungen von beiden Seiten. Die Eingesessenen klagten über die Eindringlinge, die das Bad besetzten und die Küche verdreckten. Die Flüchtlinge klagten über den Geiz der vom Glück begünstigten, die so viel weniger verloren hatten und doch nichts abgeben wollten. Die Idee der Volksgemeinschaft, von den Nationalsozialisten beweihräuchert, erwies sich als leere Rede.

Später, in der Schule, hörte ich einen Witz. Der kleine Maxl soll einen Satz aus drei Wörtern bilden, die mit -ling enden. Ergebnis: *Flüchtlinge und Engerlinge sind Schädlinge*. Damals wusste ich schon, dass ich, in München geboren, weder Preuße noch Flüchtling war, sondern mit Gefühlen auf diese herabblicken konnte, für die ich sehr viel später den Ausdruck „pharisäischer Narzissmus“ geprägt habe.

Wir müssen uns heute so wenig wie 1945 freuen, wenn Menschen Zuflucht suchen. Sie machen uns Arbeit, aber diese Arbeit lohnt sich auf lange Sicht. Denn die Flüchtlinge erwiesen sich ganz und gar nicht als die Schädlinge, auf die der böartige Spruch zielt. Im Gegenteil: Die Flüchtlingsüberschwemmung von 1945 wurde eine der wichtigsten Quellen des Wirtschaftswunders.

Dirk Christian Dohse, Leiter der Forschungsgruppe „Wissensakkumulation und Wachstum“ am Institut für Weltwirtschaft in Kiel, hat in einigen Studien mit

seinen Kollegen nachgewiesen, dass kulturelle Vielfalt ein Motor von Unternehmensgründungen und Innovationen ist. Je unterschiedlicher die Bewohner einer Region sind, desto kreativer reagieren sie auf die Probleme, die ihnen in ihrem Umfeld begegnen. Sie verlassen festgefahrene Bahnen und haben den unternehmerischen Mut zu Neuem. Zuwanderung ist mehr Chance als Last, gerade in einer alternden Gesellschaft.

Wenn in leidenschaftlich geführten Diskussionen die Gefühle aufeinander prallen, gibt es das probate Mittel der Mediation. Sie versucht, absolut gesetzte Werte zu relativieren, Ängste ernst zu nehmen und nach gemeinsamen Zielen zu suchen. So wird in einer Situation, in der beide Seiten Schaden leiden könnten, ein Ausweg gefunden, von dem beide ein wenig profitieren, indem sie auf das Monopol der Rechthaberei verzichten.

Gegenwärtig besteht die Gefahr, dass der energetische und vielleicht auch der wirtschaftliche Aufwand um Demonstranten, Gegendemonstranten und Polizisten den Aufwand übersteigt, die Flüchtigen zu beherbergen. Statt die Affekte der einen Seite falsch, die der anderen richtig zu finden, dient es beiden Seiten, nach ökonomischen Lösungen zu suchen.

Das Fremde ins uns

Die Psychoanalyse erforscht das Fremde per se: das Unbewusste im Analytiker und im Patienten, denn ohne den Vorgang, den Freud als „Resonanz“ zwischen zwei Unbewussten beschrieben hat, lässt sich kein Zugang zur Unterwelt finden. Wir haben zu unserem eigenen Unbewussten, dem Ort, aus dem Freude und Trauer, Liebe und Hass, Hunger und Wut ihre Forderungen an das bewusste Ich stellen, keinen besseren oder leichteren Zugang als zum Seelenleben eines Fremden. Analytisch gesehen, ist das Fremde nicht außen, sondern auch innen. Die Psychoanalyse versucht, dieses Fremde, das sie Es nennt, zu kolonisieren - *Kulturarbeit etwa wie die Trockenlegung der Zuidersee*, erläutert Freud seine Formel: *Wo Es war, soll Ich werden*. Aber in diesem Prozess verändern sich fast zwangsläufig beide Seiten. Indem das Ich sich eine genauere Kenntnis des Es aneignet, muss es sich verändern und Vorstellungen über das Unbewusste revidieren - etwa die Phantasie, Herr im eigenen Haus zu sein.

Hinter der Fassade des Patienten sucht der Analytiker nach anderen, bisher verborgenen Inhalten. Er öffnet einen Raum, in dem Befremdliches an die Oberfläche treten und dort länger verweilen darf, als es sonst im Alltag üblich und möglich ist. Indem er dieses Fremde benennt und es mit Deutungen erfasst, wird er zum Weichensteller für die Entwicklung bisher nicht wahrgenommener Seiten der Person, die auf der Couch liegt.

Was dieser Entwicklung im Weg steht, sind Erstarrungen, Ideale, in der Kindheit unter äußerem und innerem Druck erworbene Bilder, wie „man“ sein soll und was man im Leben zu erreichen hat. Von diesen Bildern und Wertvorstellungen abzuweichen ist mit Ängsten besetzt. In seiner Selbsterklärung leidet der Patient nicht an diesen inneren Einschränkungen,

sondern daran, dass entweder er versagt, oder die wichtigsten Bezugspersonen (die Eltern, die Geschwister, die Ehepartner).

Der Analytiker soll in den ersten Erwartungen an die Analyse zu der bisherigen Lebensgestaltung und dem Ich-Ideal des Patienten passen und dafür sorgen, dass die damit verknüpften Ziele doch noch erreicht werden. Er wird ja selten als erster Helfer gesucht, denn eine analytische Therapie dauert lange und hat nicht überall den besten Ruf. Erst wenn es Kranke müde sind, Medikamente zu schlucken, die nicht viel nützen und das Rätsel nicht lösen, woher die Symptome kommen, wenn sie vielleicht auch die Trainingsprogramme und Strichlisten der Verhaltenstherapie unangemessen finden, machen sie doch einen Versuch, legen sich auf die Couch und suchen nach Antworten.

Der Analytiker verbündet sich mit dem Patienten auf der Ebene einer Dienstleistung. Er lässt sich als Spezialist für psychologische Zusammenhänge akkreditieren wie der Diplomat eines fremden Staates. Dann nutzt er diesen Status, um die im Untergrund ähnlich einer Befreiungsbewegung arbeitenden anpassungsfremden und anpassungsfeindlichen Tendenzen des Patienten zu entdecken und ihnen zu vermitteln, dass er in manchen Punkten auf ihrer Seite steht, auch wenn er das wegen seines Diplomatenstatus nur diskret und innerhalb seiner professionellen Grenzen tun kann.

Der Analytiker will also das innere Fremde dem Patienten nahe bringen - und um das zu können, muss er in Außen in vieler Hinsicht fremd bleiben, denn je mehr er seine eigenen Wertvorstellungen und Menschheitsideale präsentiert, desto weniger Raum bleibt für die Suchbewegungen des Analysanden, der sich ja in seinen unverständlichen Symptomen selbst fremd geworden ist.

Nicht zuletzt durch Freuds Buch „Das Unbehagen in der Kultur“ wissen wir, dass der in paradiesischem Seelenzustand lebende Mensch so schwer zu finden ist wie ein Staat ohne Geisteskranke, Verbrecher, Pornographie und Prostituierte. Wenn wir noch an der Metapher vom Diplomaten festhalten, der mit den von einer Kolonialmacht unterdrückten Indigenen sympathisiert, werden wir uns doch immer fragen müssen: nütze ich diesen Unterdrückten wirklich mehr als den Unterdrückern? Sind die kleinen Nischen befreiter Emotionalität und Phantasie, die wir in der Analyse schützen können, konsumierbare Spielwiesen für die Opfer einer übersteigerten Leistungshaltung? Oder fördern wir wirklich eine Alternative, eine Bewegung, die nicht nur Nischen pflegt, sondern auch die Unbarmherzigkeit des Ganzen kritisiert und verändert?

Diese Fragen lassen keine einfache Antwort zu. Sie sollten offen bleiben und immer wieder gestellt werden. In einem Standardwitz über den Psychoanalytiker leidet Moritz unter Bettnässen. Nach einem Jahr Psychoanalyse sind die Laken nass geblieben, aber das Symptom macht Moritz Spaß. Dieser Witz ist durchaus gelungen, weil er das Denken über die Beseitigung eines Symptoms hinaus treibt. Er entfaltet sozusagen subversive Qualitäten: Lust darf zugelassen werden, das Symptom selbst ist keine Schande mehr.

Wir können die vorherrschenden Vorstellungen von Normalität in einer Gesellschaft als festen Rahmen ansehen und als geheilt definieren, wer künftig

ohne Angstzustände oder einen Waschzwang leben kann, auch wenn er über seinen Beruf oder seine Ehe nach wie vor unglücklich ist. Dass sie sich auch auf dieses Unglück einlässt, macht die Faszination der Psychoanalyse ebenso aus wie ihr Querliegen in den Systemen der Krankheitsbürokratie.

Vielleicht weil sie ihrem Kern dem Fortschrittsglauben der Naturwissenschaft widerspricht und von einem ungläubigen Juden entdeckt wurde, trägt die Psychoanalyse eine Portion eigener Fremdheit in sich. Sie hat diese Erfahrung vertiefen können, weil viele deutsche Psychoanalytiker emigrieren mussten und als Fremde in einer anfangs fremden Sprache Freuds Lehre weiter entwickelten, während eine „deutsche Seelenheilkunde“ ihren Kotau vor dem Nationalsozialismus vollzog, angeführt von einem Verwandten des Reichsmarschalls Göring.

Während die meisten Lehranalysen, die in der Ausbildung von Psychoanalytikern vorgeschrieben sind, kulturell homogen bleiben, gibt es in der täglichen Praxis immer häufiger Patientinnen und Patienten, die aus einem anderen Kulturkreis kommen. Es ist im Grund eine Selbstverständlichkeit, dass die Abstinenz in der analytischen Situation verlangt, gegenüber allen Wertvorstellungen (also auch den kulturell geprägten) die gleiche Distanz zu halten. Aber es ist keineswegs einfach, dieses Ideal der kulturellen Neutralität mit Inhalt zu füllen. Gerade weil wir uns durch den Angehörigen einer fremden Kultur verunsichert fühlen, neigen wir dazu, das Fremde nicht fremd sein zu lassen, sondern seine Leerstellen mit eigenen Traditionen und Idealen zu ergänzen.

Jüngst haben Hediaty Utari-Witt und Ilany Kogan, beide Psychoanalytikerinnen mit Migrations-Hintergrund, in einem Sammelband die Rolle der Migration in Psychoanalysen untersucht. Ich greife eine Szene aus dem Buch heraus, die mir in Erinnerung geblieben ist. Sie stammt aus einem Bericht über die Supervision von Therapeuten, die sich auf das Abenteuer einer interkulturellen Analyse einlassen. Ilany Kogan beschreibt ihren Schrecken und ihre Unsicherheit, als der Behandler einer 16jährigen, durch den Mord an ihren Eltern und eine Zwangsehe mit dem Mörder traumatisierten Frau über den Wunsch der Patientin berichtete, sich beide Brüste amputieren zu lassen. Entweder müsse der Therapeut diesen Wunsch unterstützen und ein entsprechendes Gutachten schreiben, oder sie werde die Behandlung abbrechen und sich töten.

Diese Situation war umso schockierender, als die Behandlung anfangs gute Fortschritte gemacht hatte und die zunächst sehr depressive Patientin in dem Heim für jugendliche Flüchtlinge und in der Schule Freunde fand und ihre Sprachkenntnisse verbesserte. Kogan kam zu dem Schluss, dass sich hinter diesem Wunsch nach Selbstverstümmelung eine Traumatisierung verbergen musste, die bisher noch nicht zur Sprache gekommen war. Zusammen mit dem jungen Arzt, der die Afrikanerin behandelte, kam sie zu dem Ergebnis, den Wunsch nach dem Eingriff gegen ihr weibliches Geschlecht erst einmal genauer zu untersuchen. War es möglich, herauszufinden, ob sich in dem Wunsch nach

Brustamputation die Inszenierung eines bisher noch nicht bekannten Traumas verbarg?

Es stellte sich heraus, dass die junge Frau, als sie noch behütet bei ihren Eltern lebte, von einer Gruppe von Frauen aus ihrer Sippe beiseite geführt und dann aus heiterem Himmel gepackt und festgehalten wurde. Eine der Frauen amputierte ihr die Klitoris, während sie sich vehement wehrte. Seit die junge Frau sich von den Schrecken des Krieges, ihrer Zwangsheirat und der Flucht erholt hatte, entdeckte sie auch, dass junge Männer sich für sie interessierten. Jetzt fühlte sie wieder die Gefahr, Opfer eines brutalen Mannes zu werden.

Hinter dieser jüngeren Brutalität tauchte nun der Verlust des Glaubens an die elementare Güte der Eltern auf, die sie der Beschneidung ausgeliefert hatten. Der Wunsch nach Selbstzerstörung formte dann einen Kompromiss zwischen den Schuldgefühlen gegenüber den Eltern, die so grausam für ihr Versagen bestraft worden waren, und der Vermeidung der gefährlichen sexuellen Begegnung. „Der Wunsch nach einer Amputation ihrer Brüste war Ausdruck ihres Bedürfnisses, sich vor der Gefahr zu schützen, eine Frau zu sein.

Gleichzeitig war die Wiederholung des Kastrationstraumas an ihrem Körper möglicherweise ein unbewusster Ausdruck ihres Wunsches, für den Mord an ihren Eltern bestraft zu werden“, fasst Kogan zusammen. „Am Ende einer langen Therapie lebte und arbeitete Wumba unabhängig, sie war jedoch nicht in der Lage, ein enges Liebesverhältnis einzugehen“ (Kogan 2015, S. 110).

Distanz und konstruktives Fremdbleiben gehören zur Substanz der Psychotherapie. Aber über das Ende einer Behandlung gibt es Kontroversen und unterschiedliche praktische Erfahrungen. Manche Patienten beenden ihre Behandlung und tauchen nie wieder auf. Andere suchen später in einer neuen Krise wieder Hilfe bei dem vertrauten Behandler. Hier raten manche Therapeuten zur Arbeit mit einem anderen Fachmann, womöglich auch mit einer neuen Methode.

Andere zögern nicht, den unterbrochenen Faden weiterzuspinnen. Dieses Vorgehen scheint gerade bei den gegenwärtig verbreiteten narzisstischen Störungen als *Therapy on Demand* angebracht (Schmidbauer 2013). Der über die Kränkbarkeit eines Patienten gut orientierte Therapeut kann oft in wenigen Sitzungen eine Stabilisierung erreichen, die in einer neu begonnenen Therapie nur durch sehr viel höheren Aufwand gewonnen werden könnte.

Sinnvoller als das Bild des Schülers, der dem Lehrer dankbar sein soll, des Kindes, das den Eltern verpflichtet bleibt, scheint in der Psychotherapie das Modell zweier Menschen, die voneinander in einer speziellen Situation gelernt haben. Sie sind sich näher gekommen und doch fremd geblieben, weil freundschaftliche oder erotische Abhängigkeit dem Unternehmen im Wege stehen.

So gibt es auch bei den zufälligen Begegnungen von Therapeut und Patient nach ihrer Zusammenarbeit kein eindeutiges Muster. Manche Analytiker glauben, dass nach einer besonders sorgfältigen Bearbeitung der Übertragung der Patient seinen Analytiker auf der Straße nach einem Jahr nicht mehr erkennen wird. Die

Erfahrung spricht eher dafür, dass der Grad des Fremdbleibens wie so vieles andere nicht vorausgesagt werden kann. Bald wird der Therapeut übersehen, bald wird er freundlich begrüßt, bald dominiert Verlegenheit über den Bruch des vertrauten Rituals. Wir wissen es nicht und dürfen uns überraschen lassen.

Literatur:

- Akhtar,S., Immigration und Identität, Gießen (Psychosozial-Verlag) 2007
Feldmann,R., Seidler,G. (Hrsg.), Traum(a) Migration, Gießen (Psychosozial-Verlag) 2013
Freud,S., Das Unbehagen in der Kultur, Ges.Werke, Frankfurt 1950,Bd. XIV
Ders., Bemerkungen über die Übertragungsliebe, Ges.W., Frankfurt 1950, Bd. X
Ders., Die endliche und die unendliche Analyse, Ges.W. Frankfurt 1950, Bd. XVI
Kogan,I., Supervisor, Therapeut und Patient. Eine psychoanalytische Annäherung an therapeutisches Arbeiten mit Flüchtlingen, in: H. Utari-Witt, Kogan,I.(Hrsg.), Unterwegs in der Fremde. Psychoanalytische Erkundungen zur Migration, Gießen (Psychosozial-Verlag) 2015, S. 101-113
Schmidbauer,W., Der Psychoanalytiker und das Irrationale, in: H.-P.Duerr, Der Wissenschaftler und das Irrationale, Zweiter Band, Frankfurt (Syndikat) 1981, S. 629-649
Ders., Die deutsche Ehe. Liebe im Schatten der Geschichte. Zürich (Orell-Füssli) 2015
Ders., Narzisstische Störungen. Plädoyer für eine Therapie „on demand“, Edel.eBooks 2013